

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 206.

Samstag, 4. September.

1915.

(7. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Sanhuyß.

Eine kleine Gesellschaft Damen und Herren schlenkerte langsam an der Wage vorüber, verschiedene Offiziere befanden sich darunter und lebhaft mit einem älteren Herrn plaudernd, ging Friedel Sorhagen unter ihnen.

Magda Bergen erkannte sie sofort, es war dieselbe Dame, die an jenem Sonntag vor vierzehn Tagen auf der Terrasse des Restaurants so unschön gelacht hatte. Wieder tasteten die Finger Magdas nach den Nozen, deren Rot schon nachdunkeln begann, bräunliche Streifen begrenzten die Ränder der sammetweichen Blütenblätter und seine müde Fältchen zogen sich unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen.

„Weshalb seufzt du denn so tief, Diebling?“ Gertrud Bergen zog den Arm der Schwester unter den ihren. „Kehlt dir etwas, hast du Kopfschmerz, willst du nach Hause?“

Magda lächelte. „Habe ich geseufzt? Das weiß ich wahrhaftig nicht, es ist sehr warm und ich verpüre Durst, möglich, daß mich das einen Augenblick traurig stimmte.“

„Dann wollen wir uns erfrischen.“ Magda mußte in dem Restaurant hinter der Tribüne einen Eiscaffee nehmen und Gertruds Augen sahen sie zuweilen besorgt an. Blau war Magda und zerstrout trotz der Bemühungen der anderen, sie zu unterhalten. Einförmig klapperte der Totalisator und rechnete die Gewinne für „Laufengel“ aus.

Später nahmen die Schwestern auf der Tribüne Platz und hinter ihnen ließ sich der Dike mit dem gelben Hufeisentischentuch nieder.

„Mer bleibe als e bissie hier sitze“, sagte er zu der gepölkten Frau neben sich, „da unne is ja e Mordshit.“

„Hör mal, Frankfurter Dialekt“, sagte Gertrud und leise setzte sie hinzu: „ich mag den Dialekt gern, er klingt drollig.“ Und hinter ihnen redete die Stimme in dem Dialekt, den Gertrud drollig fand, munter weiter. „Vor dem letzte Renne geh'n mer eweg, sonst werd' mer verdriickt. Buriid könne mer mit der Waldbahn fahren und nachher wolle mer in d' Ratskeller, gelle Kättche?“

„Kättche“ erklärte begeistert ihre Zustimmung zu diesem Programm.

„Und wie wollen wir's halten“, fragte Gertrud, „wo wollen wir Abendbrot essen?“

„Ich denke zu Hause, da ist's still, kühl und gemütlich, und das beste wird sein, auch wir brechen vor dem Schlussrennen auf, wenigstens können wir dann noch hoffen, einen Wagen zu bekommen“, gab die Schauspielerin zurück. Sie hatte förmliche Sehnsucht nach ihren ruhigen Zimmern. Ihr war's, als sei ihr heute etwas Wunderliches geschenkt worden, und kaum, daß sie sich des Geschenkes freuen konnte, nahm man es ihr wieder und sie stand arm, mit leeren Händen wie vor dem, nein, ärmer noch, viel ärmer. Hatte sie des Geschenkes doch nicht begehrt. Entbehrte sie es auch vor dem nicht, nun sie es aber kannte, bedeutete es ihr einen herben Verlust. Ja, so war ihr zumute. Und doch

hatte ihr niemand etwas gegeben und niemand etwas genommen.

Die nächsten Rennenwickelten sich glatt ab. Jemand ein Reiter stieg, irgend ein paar Pferde brachen aus, windverweht zogen zerrissene Melodien der Militärmusik über den Platz, aber nichts Besonderes ereignete sich. Und Magda Bergen dachte an den schlanken Artilleristen und an seinen tiefen, aufleuchtenden Blick.

Aber die Rosen waren doch nicht von ihm, er hatte ja eine hübsche vornehme Braut. Magda zog langsam die Rosen aus dem Jackett und warf sie nachlässig zu Boden. Erbarmungslos traten ihre kleinen Füße darauf. Da muhten die Rosen sterben.

Dahheim nahm Magda die Rosen vom Tisch und trug sie zu Frau Grohmann, der Pensionsinhaberin, hinüber. „Ich bringe Ihnen den Strauß heute schon, liebe Frau Grohmann“, begann sie, „und sollte ich noch mehr von diesen Buketts erhalten, stehen sie Ihnen sofort zur Verfügung, mich stört der starke Geruch.“

Frau Grohmann war eine kleine, untersetzte Frau, die sich immer in Schwarz kleidete, seit ihr einziges Söhnchen gestorben, was, nebenbei gesagt, ungefähr dreißig Jahre her sein mochte. Auch behaupteten die Leute, die Frau Grohmann noch von damals her kannten, daß dieses betrauerte Söhnchen gleich tot geboren wurde. Nur Menschen, denen nichts heilig ist, schwangen sich zu solchen Behauptungen auf. Jedenfalls aber sah in den Mundwinkeln des weißhaarigen alten Häufersagenten Grohmann ein feines spöttisches Lächeln, wenn seine Frau von ihrem früh verstorbenen Söhnchen redete.

„O, ich danke Ihnen, Fräulein Bergen, ich danke. — Mein kleiner Junge liebte Blumen unendlich“, setzte sie hinzu. In ihren Augen schimmerte es verräterisch und ihr Mann, der im Armstuhl saß, an den ihn von Zeit zu Zeit das Reichen kannte, schüttelte sinnend den Kopf. So Frauen bringen doch die unglaublichsten Dinge fertig. Ein Kind, dessen Augen nicht einen Herzschlag lang dem Licht entgegenblinzelte, dessen Körperchen nur auf die Erde kam, um in ein winziges Sarglein gelegt zu werden, das sollte Blumen geliebt haben.

Er hüftelte leicht. Das war immer ein Zeichen für seine Frau, sich nicht hinreißen zu lassen, noch mehr Charakterzüge ihres Jungen zu erzählen und trotz des Lächelns, das wieder um seine Lippen glitt, fühlte er Mühung.

Herrgott, wenn der Junge gelebt hätte! Der wäre ihnen sicher eine Stütze geworden und seine alternde Frau brauchte nicht von morgens bis abends auf den Beinen zu sein. Seine ewigen Badereisen und die Ärzte kosteten viel Geld, und sein Verdienst ging in den letzten Jahren ständig zurück.

Sorhagens waren auf eine Loge im Karl-Theater abonniert und so sehr Hans Buckenbach früher noch einer glaubwürdigen Ausrede suchte, sich vom Mitgehen

ins Theater zu drücken, so freudig begrüßte er jede Gelegenheit, sich anzuschließen. Es mußte den Damen auffallen. Friedel verlor keine Silbe darüber, sie fühlte, ihr Bräutigam löste sich innerlich mehr und mehr von ihr. Eine starke fremde Macht hatte von ihm Besitz genommen, eine Macht, die sie ahnte und die sie fürchtete, und gegen die anzukämpfen sie doch zu schwach war. Sie war in sein Leben getreten in Gestalt einer verführerisch schönen Künstlerin. Ach, Friedel Sorhagen haßte die Schauspielerin, die allabendlich auf den Brettern warm empfundene klingende Worte sprach und mit ihrer reichen Kunst auf den Menschenherzen spielte wie auf einem Instrument, das ihr gehörte, das sie meisterte. Alle lagen in ihrem Bann, mußte sie ihn da auch noch an sich locken, ihn, Hans Budenbach, ihren lieben, tollern, schlanken Hans, der so zerstreut und ernst geworden, seit ihn die rothaarige Geze bezaubert?

Gräfin Sorhagen aber stellte den Reffen. Eine Bemerkung der Erzellenz gab dazu den Anlaß.

„Mein lieber Hans“, begann sie diplomatisch, „du weißt vielleicht doch nicht, wie oberflächlich die Welt urteilt und verurteilt, ohne daß der Betreffende, über den man herzieht, davon eine Ahnung hat.“

Hans sah erstaunt und ein wenig unsicher auf die Tante: „Ich verstehe dich nicht, verehrtes Tantchen. Habe ich irgend was begangen, dann sage es bitte, gerade heraus, es ist für uns beide einfacher.“

„Du hast recht, Hans, ich will dir's sagen.“ Sie spielte nervös mit ihrer Vornette und ihre Blicke huschten an Hans vorbei und fanden draußen an den Gartenbäumen einen Ruhepunkt. Es war, als las sie, was sie sprach, von den grünen Blättern ab. „Ich will dir's sagen“, wiederholte sie. „Man wundert sich in der Gesellschaft, dich leghin so häufig im Theater zu sehen und auffallenderweise nur, wenn die Vergen spielt, und eine befreundete Dame erzählte mir, daß ein Artillerieoffizier der Schauspielerin täglich Rosen sende. Mehr geheimnißvoll als geschmackvoll vermittelte ein alter Diensthmann die Bestellung an das Blumengeschäft und“, nun sah die Sprechende den mit gerunzelter Stirn ihr gegenüber Sitzenden an. „Ich weiß ja nicht, wer dieser Artillerieoffizier ist“, ihre Stimme sank fast zum Flüstern, „auch will ich es nicht wissen, aber ich bitte dich, Hans, um Friedels willen bitte ich dich, nimm abends lieber mehr an den Kasinounterhaltungen teil, oder was dir sonst Vergnügen macht, aber meide das Theater und —“

„Schide Magda Vergen keine Rosen mehr“, vollendete er und seine Stimme bebte vor unterdrücktem Ärger. „Das wolltest du doch sagen.“

Die Gräfin nickte. „Ja, das wollte ich sagen.“

„Die alte Blindseiche, die sich Erzellenz Kinacher nennt, hat sein Spioniert“, brach er los, „vor der ist nichts und niemand sicher, die muß mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns im Bunde stehen.“ Er stieß seinen Stuhl heftig zurück. „Wie ich also aus deinem Munde vernehme, verehrte Tante, scheine ich ja schon mitten in einem großen Spinnennetz von Tratsch und Klatsch zu hängen, wie eine arme Fliege!“ Sein gebräuntes Gesicht ward dunkler unter dem Blut, das ihm gleich einer heißen Wolke aufstieg.

„Deine Erregung beweist deine Schuld, und ich wollte nicht daran glauben.“ Die Gräfin spielte immer nervöser mit der Vornette.

„Schuld!“ brauste er auf. „Das Wort ist ja hier gar nicht am Platze. Was tat ich? Ich bewundere eine Künstlerin und sende ihr als Zeichen meiner Bewunderung und Verehrung Blumen. Doch ohne Brief, ohne Namen. Sie weiß also nicht einmal, wer ihr Rosen schickt. Ich versuchte bisher niemals, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ich begreife demnach wirklich nicht, in welcher Bedeutung ich das Wort „Schuld“ aufzufassen habe.“

„Ach, Hans, das sind ja alles Wortklaubereien. Eigentlich verstehst du ganz gut, wie ich es meine.“ Gräfin Sorhagen hob den Kopf stolz und vornehm: jeder soll die große Dame, stand sie vor dem Leutnant.

„Ein Graf Budenbach, der Verlobte der Komtesse Sorhagen, darf sich nicht für eine Schauspielerin interessieren und ihr Blumen senden.“

„Du hast vielleicht recht, gnädigste Tante.“ Hans schlug die Haden zusammen und küßte der Gräfin die Hand.

In diesem Moment öffnete sich die Tür. Friedel stand in deren Rahmen.

„Nun, schon zurück vom Vernisspielen?“ rief ihr die Mutter entgegen.

„Wie du siehst“, selbstsam rauh kam die Antwort. „Ich fühle mich nicht wohl und spielte nur ein Viertelstündchen. Seit Minuten schon stand ich im Nebenzimmer, doch da ihr lebhaft sprachtet, wollte ich euch nicht stören und dann fiel ein Wort und noch eins, die zeigten mir, es war gut, daß ich früher zurückkehrte. Sehr gut war das!“ Sie griff nach einer Stuhllehne, sie fühlte ein Jittern durch ihren Körper gehen, sie mußte sich festhalten. Nur nicht schwach werden! rief es in ihr. Sie gab sich einen Ruck und ihr Gesicht glück einer starren Maske, sogar ein Rächeln quälte sie auf ihre farblosen Lippen. „Ich habe gehört, was ihr gesprochen, und schließe mich vollkommen Mamas Worten an: Ein Graf Budenbach, der Verlobte einer Komtesse Sorhagen, darf sich nicht für eine Schauspielerin interessieren — und ihr Blumen senden. Und weil du das getan hast, lieber Hans, gebe ich dir deinen Ring zurück“, sie zog den breiten Goldreif von der Linken und legte ihn vor dem Offizier auf den Tisch.

„Friedel!“ Zwei Stimmen schrien entsetzt den Namen.

„So geht das nicht, mein Kind“, die Gräfin sprach nachsichtig, „wenn Hans etwas Unüberlegtes tat, so ist's doch leicht wieder gutzumachen. Das würde ein schönes Geklatz geben, wenn eure Verlobung um solch einer Bagatelle willen gelöst würde.“

„Es ist keine Bagatelle, liebe Mama“, kühl und klar sagte es Friedel. „Hans liebt die Komödiantin und ich will seinem Glück nicht im Wege stehen.“

„Aber Friedel — er kann sie ja doch nicht heiraten, ich verstehe nicht, was du meinst“, entgegnete die Gräfin. „Ach, Kinder, jetzt waren wir alle so zufrieden und ihr beiden paßt so ausgezeichnet zusammen, nun macht ihr diese Dummheiten!“

Hans rodete gar nicht, er biß an seiner Unterlippe herum und tat, als ginge ihn die Sache überhaupt nichts an, doch viele Gedanken flatterten wirr und erregt durch sein Hirn. Da lag der goldene Reif vor ihm, der ihn an Friedel band, er brauchte ihn nur zu nehmen und das Haus zu verlassen, dann war er frei. Friedel selbst hatte ihm die Freiheit gegeben. Und warum nahm er den Ring nicht, warum? Mit Onkel und Tante würde er schließlich fertig werden und mit den anderen Menschen auch. Eine zurückgegangene Verlobung, das war doch nichts besonderes Schlimmes. Das passierte oft. Besser vor der Ehe auseinandergehen als nachher, und bei ihnen wußte man ja, daß ihre Verlobung doch nichts weiter gewesen als ein Kameradschaftsbund; Friedel wußte nichts von Liebe, die lag ihrem Wesen nicht. Wenn er sie ansah, wie sie so ruhig davon sprach, die Verlobung zu lösen, hätte er sie am liebsten an den Schultern gepackt und geschüttelt, diese immer beherrschte Gesellschaftspuppe.

War denn kein Funken Temperament in ihr? Ihre steinerne Ruhe konnte ja den Besonnensten aufregen.

„Also, lieber Hans, nimm nur den Ring und gib mir bitte den meinen, fortan sind wir eben wieder Cousin und Cousine, wie vordem.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrücht. = 22

Einsam unter vielen sein,
Ist das herbste Leid;
Einsam sein, für sich allein,
Dünkt mir Seligkeit.

G. Walling.

Die Bedeutung des Harems im Leben der türkischen Frau.

Der Harem ist das Gemach der Frau, dasselbe, was man bei uns Voudoir nennt, ist aber auch zugleich Bezeichnung für das oder die Schlafzimmer der Frauen, und schließlich nennt man in Arabien und vor allem in Mekka und Medina jede Frau Harem. Wenn der Moslem von seinem Harem spricht, was er übrigens nur sehr selten und dann nur Verwandten oder intimsten Freunden gegenüber tut, meint er seine Frauen, Töchter, Dienerrinnen, Sklavinnen und schließlich auch deren Gemächer. Diese befinden sich stets in einem abgesonderten oder bestimmten Teil des Hauses, der durch die vergitterten Fenster von außen schon erkenntlich ist. Der fremde Besucher hat hier keinen Zutritt, nicht einmal der Bruder oder Vater einer Frau. Will ein solcher diese sprechen, dann kommt sie in einen Raum nahe dem Selamlık, des Teils des Hauses, der den Männern vorbehalten ist. Ein Andersgläubiger oder gar ein Europäer wird sich niemals rühmen können, den Fuß in einen Harem gesetzt zu haben, wohl aber eine europäische Frau, die oftmals in bessere türkische Häuser eingeladen wird. Hat sich doch in der letzten Zeit auch bei den gebildeten oder hochstehenden türkischen Frauen die Sitte herausgebildet, einen „Zour“ abzuhalten. (Man hat hierfür wohl noch kein richtig passendes deutsches Wort?) Man sitzt auf Kissen und Divans umher, im Winter um den „Mangal“, das glühende Holzloblein, das in einer Messingschale in der Mitte des Raums steht, trinkt Kaffee, raucht Zigaretten und schwatzt und plaudert. Man schüttet sich gegenseitig das Herz aus, klagt einander von den häuslichen Sorgen, und — kümmert sich um den lieben Nächsten oder vielmehr die Nächste.

Der eigentliche Sinn des Wortes Harem bedeutet unverlethlich, geweiht, unantastbares Heiligtum. Deshalb heißt auch die heiligste Kirche des Islam in Mekka „Meschid al Harem“. Das Gemach der Frau, der Harem, ist jedem Gläubigen etwas Heiliges, etwas Geweihtes, gerade das Gegenteil von dem, was der Europäer dem Harem andichtet. Seine Einrichtung ist primitiv, in vielen, sogar von reichen Moslems bewohnten Häusern sogar dürftig, wie auch der Selamlık in den seltensten Fällen an einer Überfüllung von Möbeln krankt. Der höchste Luxus, zu dem sich die Frau des Hauses im Orient versteigt, ist ein Klavier, das immer verstimmt ist und auf dem jedes weibliche Wesen des Hauses herumhämmert. Die Fußböden bedeckt eine Matte, über die Teppiche gebreitet werden, und zum Sitzen oder Liegen dienen rund um das Gemach herumlaufende Divans oder Bänke, die mit harten Kissen gepolstert werden. In den Ecken stehen winzige Tischchen oder die bekannten Hoder, zierlich gedreht und mit Perlmutter eingelegt, auf denen gewöhnlich die Raucherzylinder liegen, allem anderen voran die Zigaretten, und daneben der Aschebecher. In den Häusern, wo man noch am Althergebrachten hängt, wird der Fremde vergebens nach einem Bett Umschau halten, denn die Mohammedanerin macht sich am liebsten ihr Bett auf dem Fußboden aus Kissen zurecht. Diese, die Kissen und das Bettzeug, werden tagsüber in Schränken oder Truhen aufbewahrt, und man schläft gern halb oder ganz angezogen.

Wenn die Frau Besuch hat, wird der Mann es niemals wagen, den Harem zu betreten, und an diesen Gebräuchen hat sich seit Jahrhunderten nichts geändert. Glanz und Fuß in der Kleidung liebt die Orientalin ebenso wie ihre Schwester des Abendlandes. Sie hat aber keine Gelegenheit oder wenigstens nicht viel, solchen zu entfalten, denn das außerordentlich eintönige Überwurfkleid hindert sie daran. Aber jede Frau weiß sich dadurch schadlos zu halten, daß sie unter dem oberen Überwurf eine hübsche und kostbare Bluse trägt, deren Armelspitzen auf der Straße leicht hervorschauen. Bei Besuchen wird das durch den Koran zur Pflicht gemachte Überwurfkleid natürlich sofort abgelegt und, wie die glänzende Perle der Schale beraubt, präsentiert sich die Besucherin ihrer Gastgeberin. Daß neueste Mode und Geschmack nicht immer eine bevorzugte Stelle einnehmen, sei nur nebenbei gesagt. Den Gebräuchen der Religion entsprechend soll die Frau nur zwei Kleider besitzen, ein Alltags- und ein Festtagsgewand, die bei sämtlichen mohammedanischen Frauen im Schnitt gleich sein sollen. Ehe die Frau ihr Festtagskleid anlegt, nimmt sie ein vollständiges Bad. Ein Badezimmer, meist der belebteste Raum im ganzen Haus, in dem im Sommer auch die Besuche-

rinnen empfangen werden, befindet sich in jedem anständigen Haus. Er wird auch — das sei zur Ehre der Muselmanin gesagt — fleißig benutzt, schon aus religiösen Gründen.

Es ist eine uralte Ansicht, wenn man glaubt, daß alle türkischen oder alle Frauen des Orients sich mit Macht darnach sehnten, daß die Fesseln ihres goldenen Rüssels gesprengt würden. Das verlangen nur wenige, die aufkläreren Frauen, die mit ihren westländischen Schwestern des Orients in Verbindung kommen und die deshalb von der Durchschnittsmuselmanin meist gemieden werden. Eine Änderung wünscht die Orientalin schon deshalb nicht, weil sie dadurch in ihrem Phlegma, in ihrer göttlichen Faulheit, gestört würde. Die christliche Orientalin, die den Zwang der Abgeschlossenheit nicht über sich zu ergehen lassen braucht, besitzt so viel Unarten und Ungezogenheiten, daß es besser wäre, wenn sie ebenfalls mehr an das Haus gefesselt würde. Eine rechtgläubige Frau kann sich außer dem Hause aufhalten von Sonnenauf- bis untergang, ohne den Mann um Erlaubnis zu fragen. Eine Ausnahme bilden nur die Ramasamächte, in denen die Frauen, mit Laternen bewaffnet und in Begleitung einer Dienerin, später nach Hause kommen. Ein vielgepflegener Brauch ist der, daß eine Frau, oft in Begleitung ihrer Kinder, sich bei einer Freundin oder Verwandten auf mehrere Tage zu Besuch einläßt. Während dieser Zeit werden die Schuhe vor die Tür des Harems gestellt und der Mann oder ein Sohn der Gastgeberin hat dann nicht das Recht, den Harem des Hauses zu betreten. Wenn eine gebildete europäische Frau den Unterhaltungsstoff orientalischer Frauen hören und verstehen würde, würde sie voller Entsetzen die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Diesen auch nur andeutungsweise hier wiederzugeben, ist durchaus unzulässig. Man scheut sich dabei nicht vor der Gegenwart der Kinder, und dies ist wohl auch ein Grund, weshalb unsere Reisechriftsteller sich nie genug über den regen Sinn und die Aufgeklärtheit der Kinder des Orients wundern können. Diesem Umstand auch ist es zuzuschreiben, weshalb eine Tochter aus anständigem Haus mit 12 Jahren Gattin und der Sohn mit 16 Jahren Familienoberhaupt sein soll oder will. In neuerer Zeit tritt immer mehr Besserung in diesen Verhältnissen ein. Die Lebenslängliche guter Häuser wünschen vor ihrer Ehe ihre besten Jahre zu genießen, und sie tragen ihr reiblich Teil zu des Handwerks goldenem Boden Pariser und anderer französischer oder italienischer Sirenen bei.

Fritz Köhler.



Aus der Kriegszeit.

„Viktoria!“ „Gloria, Viktoria!“ singen unsere maderen Feldgrauen in dem hübschen Liede, das aus den Melodien dreier bekannter Lieder zusammengesetzt ist und in dem so wohl von dem „guten Kameraden“ Ahlands als auch von dem „Böglein im Walde“, die „so wunderschön fangen“ und von der „Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt“, die Rede ist. Dieses „Viktoria“ hält die Erinnerung daran fest, daß in früheren Zeiten auch die deutschen Soldaten jeden von ihnen errungenen Sieg mit dem Rufe „Viktoria“ begrüßten. Auch die Kriegerkämpfer in der Heimat feierten die Siege ihrer Truppen durch diesen Ruf. Heute rufen die Soldaten bei einem Siege nicht mehr „Viktoria“, sondern „Hurra“, das nicht minder siegesfreudig klingt und gewissermaßen schon die Aussicht auf einen neuen Sieg eröffnet. Aber noch eine andere Erinnerung an das einstige „Viktoria“-Rufen hat sich bis zum heutigen Tag erhalten. Schon im 16. Jahrhundert war es üblich, daß bei den Siegesfeiern die Geschütze „Viktoria“ geschossen, und dieser Brauch ist bis zum heutigen Tage bei uns beibehalten worden. Nach jedem bedeutenden und entscheidenden Siege, der im Osten oder im Westen über unsere Feinde errungen wird, schießt im Berliner Lustgarten die Garde-Artillerie „Viktoria“. Das Viktoriaschießen besteht bekanntlich nach altem Herkommen aus 60 Schuß; beim Salutschießen am Neujahrstage werden 101 Schuß, bei der Geburt eines königlichen Prinzen 71 und einer Prinzessin 21 Schüsse abgefeuert. Warum man sich beim Viktoriaschießen auf die gerade Reihenzahl, ein volles Schuß, beschränkt, während man beim Salutschießen immer einen Schuß gewissermaßen als Zugabe hinzufügt, läßt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich verzichtet man beim Viktoriaschießen deswegen

auf die Zugabe, weil man stets die baldige Wiederholung dieses Schießens erhofft. In den Berichten über die Siegesfeiern der Befreiungskriege begegnet man vielfach den *Viktoria-Rufen*. So berichtet uns Johann Peter Hebel, der humorvolle alemannische Dichter, von einem ganz eigenartigen *Viktoria-Rufen* in einer ausgezeichneten Anekdote seines „Rheinländischen Hausfreunds“, die den Titel trägt: „Braffenheimer Siegesnachrichten von 1813“. Er erzählt uns dort, auf welche merkwürdige Weise die Bewohner des kleinen Ortes Braffenheim von dem großen Siege der Verbündeten über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig Kenntnis erhielten: „Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Braffenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anderes als lauter Liebes und Gutes, wer nämlich französisch gestimmt war; und niemand hatte bei Lurmsstraße das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der unteren Gasse, hat's gemerkt. Was tut der Spielmann? Er geht ins Amtshaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten und Kirchweiltänze wollen heuer garnicht recht geraten. Wolltet Ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag, abends, im „Roten Löwen“ eine Komödie zu spielen für ein Geringes?“ Der Amtmann erwiderte: „Reichenauer, das lob' ich an Euch, daß Ihr Euch lieber auf eine geziemliche Art fortsetzen und Eueren Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß Ihr wieder Schulden macht oder stiehlt.“ Also kündigten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. Es sei die neueste, sagten sie, die es gibt. In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches, handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich zeigen, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Jwed gebär Schimpf, der Schimpf gebär Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Appolonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß, je mehr er Schläge bekam und je besser sie aussahen, desto lauter rief er: „Viktoria! Viktoria!“ Daran haben wir Braffenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum ersten Mal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: „Viktoria! Viktoria!“ Der Herr Amtmann hatte zum Glück nichts gemerkt.“ Wir könnten übrigens auch aus dem jetzigen Kriege manches ähnliche Beispiel davon anführen, wie der geschlagene Feind, je kräftiger er von uns angepackt war, desto lauter „Viktoria! Viktoria!“ rief.

Das Grab der „Königsberg“ im Palmenhain. Eine anschauliche Schilderung vom Untergang der „Königsberg“ wird von einem Augenzeugen in der „New York Times“ gegeben; sie verdient trotz der vielen Erzählungen, die wir schon über den Heldentod des Schiffes und seiner tapferen Mannschaft gehört haben, ihrer wirkungsvollen Lebendigkeit wegen besondere Beachtung. Der Schreiber schildert den abgelegenen, von Urwaldsrieden erfüllten Ort im afrikanischen Dschungel, zu dem noch kein Laut von dem durch die Welt brausenden Kriegslärm gedrungen war. „Seit langer Zeit hat sich hier nichts ereignet; vielleicht ist hier überhaupt noch niemals etwas passiert. Da kommt eines Tages den verborgenen Fluß vom Meere her ein Schiff herauf, so groß, daß es die Wasser über die Ufer treten läßt. Es ist noch höher als die hohen Palmen, die ihre Wipfel so friedvoll in den ruhigen Himmel reden. Das Schiff macht Halt; Leute kommen an Land; sie führen Gebarbeiten aus zu irgendeinem geheimnisvollen Jwed. So manchen Tag arbeiten sie und richten sich im Urwald ein, und als ihre Arbeit getan ist, ruhen sie aus in der paradiesischen Natur. Wochen vergehen. Das Schiff paßt sich der Landschaft an, wächst gleichsam hinein in den Rahmen des großen Palmenhains, der es umgibt. Die merkwürdigen Leute, die darauf ankamen, sind auch hineingewachsen in die Stimmung dieser lieblichen Flußufer, erscheinen wie friedliche Ansiedler, die hier eine freundliche Ruhe genießen. Und so geht die Zeit ihren Gang, lautlos und langsam, bis plötzlich in den Wolken etwas erscheint, etwas, das einem Vogel ähnlich sieht, aber größer und größer wird. Die Leute von dem Schiff sind augenscheinlich abergläubisch. Sie sehen in diesem dunkelfreisenden Vogel ein Zeichen des Unglücks und schießen auf ihn. Doch der Vogel

entschwebt, und wieder breitet sich der idyllische Friede des Urwalds aus, kein Zeichen drohender Gefahr am Himmel. Und doch haben die Leute recht gehabt, denn es dauert nicht lange, da zerreißen furchtbare Töne die Urwaldstille. Wolken tauchen auf, hinter denen es blitz wie bei einem Gewitter. Eine verheerende Gewalt bricht in den Palmenhain und reißt alles nieder. Ein Eisenhagel saust daher aus der Ferne. Die Leute im Urwald vergelten gleiches mit gleichem; auch sie senden große blitzende Bolzen in die Richtung, von der die andern kamen. Als das Feuer aufhört, ist das Schiff schwer beschädigt, so mancher ist tot, und Hunderte von schönen Palmenbäumen liegen entwurzelt da. Wieder tritt Ruhe ein, aber es ist die unheimlich schwüle Ruhe vor dem Sturm. Eine Woche später erscheint der Unheilsvogel von neuem; wieder donnert's und saust brüllend durch den Palmenhain, und diesmal kommen die vernichtenden Geschosse immer schneller, immer näher; immer langsamer und immer seltener antwortet es von dem Schiffe, bis schließlich das Schiff eine hüßliche Masse ist, bis fast alle Männer tot liegen. Dann fliegt der große Vogel fort, und mit einer Art graufiger Befriedigung scheint er die Stätte der Vernichtung zu verlassen. Etwas Seltsames ist da im Palmenhain in dem verborgenen Fluß in Afrika geschehen, und es liegt nicht viel von der schaurigen Größe und Gewalt dieses Ereignisses in dem Bericht der britischen Admiralität, den man am nächsten Tag in den Zeitungen liest und der mit düren Worten besagt, daß der deutsche Kreuzer „Königsberg“, der sich in den Rufiji-Fluß in Ostafrika, von dichten Palmen verdeckt, gerettet hatte, von einem Flugzeug aufgespürt und von englischen Monitoren zusammengeschossen wurde.“

Der Krieg in den Alpen. Die italienische Heeresleitung hat lange gezögert, bis sie sich entschloß, die Kriegsberichterstattung ihrer Verbündeten an die Front zu lassen. Aber schließlich, als die fortlaufenden Wettermeldungen Cadornas den Wissensdurst des Publikums nicht befriedigten, besann man sich eines Besseren, damit die so lange schon harrenden französischen und englischen Pressevertreter in die Lage kämen, ihren Lesern wenigstens sog. „Stimmungsbilder“ vorzuführen. Hier der erste Bericht des „Journal“ Korrespondenten Georges Prade: „Nun haben wir das schmale Tal verlassen, das ringsum von hohen Bergen eingeschlossen ist. Wir haben die befestigten Gräben der italienischen Truppen besucht und Dörfer gesehen, die gleich Nestern zwischen schroffen Felswänden hängen, von deren höchsten Punkten die Österreicher Geschosse herabsenden, wie man etwas aus der fünften Etage eines Hauses hinabfallen läßt. Jetzt, in der erhabenen Reinheit des beginnenden Abends, steigt unser Automobil langsam eine gewundene, steile Bergstraße längs eines erschreckenden Abgrundes empor. Es ist ein schmaler, schwerer Weg. Er windet sich um unsere Felsblöcke, und wenn man um sich blickt, merkt man manchmal, der Horizont sei verschwunden. Felsen, Geröll, das manchmal in Bewegung gerät, hier und da eine dünne Quelle. Das mühselige Keuchen des Motors bricht sich an den steinernen Mauern. Unterhalb Stunden klettert der Wagen bereits empor, und nun endlich haben wir unser Ziel, das Fort . . . erreicht. Wie ein Adlernest liegt es in einsamer, welkenferner Höhe. Der Kommandant und einige Offiziere begrüßen uns. Nun stehen wir zwischen Lärchen und Panzerwerk. Eine Treppe, die einer Schiffsleiter ähnelt, führt zu einer Plattform, auf der Beobachtungs- und Meßinstrumente aufgestellt sind. Wir blicken in ein Teleskop und sehen die niedrigen Alpenwelt. Die Täler tief unten dehnen sich ins Unendliche, und die Berggruppen steigen höher und höher, dem Bereich der Österreicher entgegen. Aber den Klüften und Gassen brodeln beängstigende und geheimnisvolle Nebel. Ich muß daran denken, daß uns gegenüber, irgendwo, ein ebensolches feindliches Fort liegt, ein Adlernest, und daß uns die Aufgabe gestellt ist, es in unseren Besitz zu bringen. Welche schier unmenschlichen Anstrengungen, welche Gefahren stehen uns bevor, ehe es überhaupt zum ersten Kanonendonner wird kommen können! . . . Zu Schlachten, wie die hier erforderlichen, braucht man unbedingt Männer von höchsten moralischen und körperlichen Eigenschaften! . . . Wir befechtigen alle Einzelheiten der kleinen Festung, bis die Nacht hereinbricht. Wir verabschieden uns. Dann steigt unser Wagen zwischen Felsen und Schluchten hinab in die Dunkelheit . . .“